Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 35 Lemberg, am 1. Scheiding (September) 1929

Der verlorene Sohn

Roman von Elsbeth Borchart.

1)

„Station Buchenau!"

Der Zug hielt. Aus einem Wagenabteil zweiter Klasse stieg ein Fahrgast. In demselben Augenblick ertönte das „Abfahren" des Zugführers — ein Pfiff — und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Buchenau war eine kleine Station, eigentlich nur eine Haltestelle für die Arbeiter, die morgens aus der nahen Stadt zur Maschinenfabrik in Buchenau hinaus- und abends wieder hineinfuhren.

Der Stationsvorsteher musterte den fremden, mit vornehmer Einfachheit gekleideten Fahrgast. Dieser jedoch nahm keine Notiz davon.

Sein Gang war sicher und fest, die Körperhaltung straff. Er hatte eine ansehnliche Größe, und seine Bewegungen verrieten kräftige Muskeln und Sehnen. Das wettergebräunte Gesicht umgab ein kurzer blonder Backenbart, der auf englische Manier zugeschnitten war, wie auch sein ganzes Aeußere etwas Fremdländisches an sich trug.

Nun stand er draußen und betrachtete eine Weile mit unverhohlenem Interesse die Gegend.

Eine mit Kirschbäumen bepflanzte Chaussee zeigte sich seinen Blicken. Zu ihren beiden Seiten lagen Felder und Wiesen, welche einen weiten, freien Ausblick gestatteten. Mitten unter den dunklen Bäumen ragten gewaltige Fabrikschornsteine empor.

Sie wiesen dem Fremden den Weg, den er zu gehen hatte.

Also, frisch vorwärts!

Charles Williams ging heute einem neuen Ziele, einer neuen Aufgabe entgegen: Im Auftrage einer Newyorker Firma, bei welcher er die Stelle eines ersten Ingenieurs bekleidete, war er nach Europa gekommen, um deutsches Maschinenfabrikat kennen zu lernen. Und eben durch die Vermittlung dieser berühmten Firma hatte er eine Anstellung als Oberingenieur in der Fabrik des Kommerzienrats Helmbrecht in Buchenau erhalten.

Der Besitzer der Fabrik, Kommerzienrat Karl Helmbrecht, war halb erblindet und daher außerstande, persönlich die Arbeiten des großen Werkes zu leiten. Sein erster Direktor und technischer Leiter war vor kurzem gestorben, und es fehlte an einer tüchtigen, energischen Kraft.

Ihn, Charles Williams, hatte man nun dazu ausersehen, diese Kraft zu ersetzen. Die vorzüglichen Empfehlungen hatten Helmbrechts Wahl auf ihn gelenkt. Er hatte sich vorläufig für zwei Jahre verpflichtet, und so lange hatte man ihm auch Urlaub gegeben. Dann mußte er wieder nach Amerika zurückkehren. Drüben war er einer der gesuchtesten Ingenieure, und zumal in der Fabrik in Newyork nahm er eine Art Vertrauensstellung ein. Er durfte sich sagen, daß er mit seinen vierunddreißig Jahren bereits ein hohes Ziel erreicht hatte.

Ein schwerer Atemzug entquoll seiner Brust.

Wenn es ihm nun gelänge? Würde das die Schuld auslöschen, die Schuld — — und wenn sie auch —?

Seine Gedanken stockten hier. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Auf dieser Stirn lagen Falten, die von harten Kämpfen sprachen: Aber sie hatten das nicht auszulöschen vermocht, was die Amerikaner so geringschätzig mit „deutscher Gefühlsduselei" zu bezeichnen pflegen. Aus den klaren, klugen Augen sprach es — — ein weicher, schimmernder Glanz, der so wenig zu dem ganzen zielbewußten und energischen Auftreten zu passen schien.

Die Kirschallee hatte ihr Ende erreicht; sie mündete in eine gepflasterte Dorfstraße, an deren einer Seite sich eine Reihe sauberer, netter Häuschen, die Wohnungen der Fabrikarbeiter, befanden, während die andere einen großen Garten, mit hohem Zaun umschlossen, aufwies.

Mr. Williams verfolgte die Straße nicht weiter. Er bog links ab und ging außerhalb des Zaunes am Garten entlang, einen schmalen Wiesensteg. Seine Augen hingen an dem mit einer dichten Hecke bepflanzten Zaun, als suchten sie etwas darin. Und da war es endlich auch — ein kleines Pförtchen. Es mußte wohl kaum noch als Eingang in den Garten benutzt werden, denn Gestrüpp und Unkraut umwucherten es, und das Schloß war verrostet. Erst ein kräftiger Stoß hob die Tür aus den Angeln.

Mit einem leise erschauernden Gefühl trat er ein und blieb zögernd stehen.

Ein breiter Weg tat sich vor ihm auf.

Er machte einige Schritte — — langsam — sehr langsam. Es war, als wenn sich ein bleiernes Gewicht an seine Füße hängte — — sein Blick umflorte sich — — sein Atem kam gepreßt aus der breiten Brust.

Mechanisch schlug er einen Seitenpfad ein. Dieser führte ihn, wohl ohne daß er es gewollt hatte, in jenen Teil des Gartens, der zur Obst- und Gemüsekultur verwendet wurde.

Eine Reihe Kirschbäume bildete auch hier die Einfassung eines Weges.

Da — — etwas Seltsames — — Leuchtendes, Weißes in den Zweigen eines Kirschbaumes: Mit magischer Gewalt wurden seine Blicke angezogen. Welche seltsame Frucht! Ein Lächeln flog über seine eben noch so finsteren Züge.

Es war ein holdes Menschenkind mit langen goldenen Zöpfen, mit lieblichem Antlitz und dunklen, lachenden Augen. Es saß auf einem starken Ast des Baumes, während die Füße auf der obersten Sprosse der an den Baum gelehnten Leiter standen. Seine Augen hingen wie gebannt an diesem Bilde.

Hatte das Wesen sein Näherkommen jetzt bemerkt? Welches Erschrecken ging durch die zarten Glieder, mit welcher Angst wurde das weiße Kleid zusammengerafft!

Schnell senkte Mr. Williams den Blick zu Boden. Er wollte nichts gesehen und nichts bemerkt haben. Eilig schritt er vorüber.

Doch kaum hatte er eine Anzahl Schritte zurückgelegt, als ihm ein leiser Schrei entfuhr. Es war ihm etwas an das Ohr geflogen. Er blieb stehen, bückte sich nach dem Pfeilgeschoß und hob es auf. Wieder flog ein Lächeln über sein Gesicht. Ein Kirschenpaar lag in seiner Hand. Eine Sekunde zuckte es in ihm, als wenn er sich umwenden wollte, aber er unterließ es.

Danach schritt er weiter. Aber in seinem Herzen war es Sonnenschein geworden. Der dichte Nebel war zerrissen, die finsteren Wolken verschwunden!

„Schwärmer!"

Er sagte es laut und tadelnd vor sich hin; aber die Lüfte fingen die Worte auf und trugen sie fort.

Als Mr. Williams außer Hör- und Sehweite war, glitt es plötzlich von dem bewußten Kirschbaume herab auf die Erde, ein merkwürdiges Ding, halb Backfisch, halb Jungfrau, sehr schlank gewachsen und mit großen, dunklen Augen, in denen ein Mutwillen und Schelm ohne gleichen lachte.

Nun stand es unten und hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Gut getroffen — hahaha — famos getroffen. Das war die Strafe für das unbefugte Eintreten in fremdes Eigentum, mein werter Herr."

Und wieder klang das silberhelle Lachen. Plötzlich verstummte es — — die lieblichen Züge wurden ernst und nachdenklich. Eigentlich doch „furchtbar" fatal, sich von einem Fremden in solcher Lage überraschen zu lassen. Eine junge Dame — — das wollte man mit seinen siebzehn Jahren doch unter allen Umständen sein — — gesteht es nicht gern ein, daß sie sich einem wilden Knaben gleich selbst in die Aeste eines Baumes schwingt. Am wenigsten aber durfte dieses Geheimnis ein Fremder kennen. Wer mochte dieser Fremde nur sein, und was hatte er im Garten zu suchen? Allem Anschein nach kam er von der Bahn; Koffer und Plaid, die er in der Hand trug, deuteten darauf hin. Aber die Fremden wählten die Straße, die zur Villa und zum Fabrikhof führte. Durch den Garten kannte sonst niemand den Weg.

Seltsam, wer es nur sein konnte! — — Halt! Vielleicht der neue Oberingenieur für die Fabrik, den Papa in diesen Tagen erwartete? Der sollte ja Amerikaner sein, und dieser Fremdling hatte auch etwas so Exotisches an sich! — — Gewiß, das mußte er sein.

Inge klatschte in die Hände vor Vergnügen über diese Entdeckung. Sollte ihre Annahme wirklich zutreffen, dann wollte sie dem neuen Oberingenieur klar machen, daß er sich in ihr getäuscht habe, und daß es ihm nicht einfallen solle, in ihr noch ein Kind zu sehen. Ob er sie wohl droben auf dem Baume bemerkt hatte?

Torheit, das noch zu fragen. Sein taktvolles Benehmen täuschte sie nicht. Er hatte sie gesehen, das stand fest.

Dunkle Glut färbte ihre Wangen. — — Sie nahm sich vor, die ganze Angelegenheit ihm gegenüber in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen und jede Identität mit dem Wesen auf dem Baume abzuleugnen.

Dieser Gedanke beruhigte sie so weit, daß ihr alter Mutwillen wieder zum Vorschein kam. Ihre Kleider zusammenraffend, lief sie davon. Endlich hielt sich hoch aufatmend still.

Aus dem Dickicht brachen plötzlich zwei kostbare Jagdhunde hervor. Sie hatten ihre geliebte Herrin wohl schon gewittert und sprangen nun bellend an ihr empor. Inge liebkoste die Tiere, und dann begann ein tolles Jagen.

Heidi! Ueber Stock und Stein, durch dick und dünn, daß die Zöpfe flogen! Und die beiden Hunde schnaufend hinterdrein.

Jetzt mit einem kühnen Sprunge über ein Beet gesetzt — — welche Lust!

Plötzlich ein wildes, wütendes Bellen.

„Hektor — — Nero!"

Mit einem einzigen Ruck hatte Inge mit je einer Hand in das Halsband der beiden Hunde gegriffen und zerrte sie zurück.

„Still, Hektor, Nero — — was fällt euch ein?"

Krampfhaft die Tiere zurückhaltend, stand Inge wie mit Blut übergossen vor dem Manne, dessen unvermutetes Erscheinen in der Kirschallee sie vorhin so erschreckt hatte. Nun war er bei einer neuen kindischen Torheit Zeuge gewesen.

„Lassen Sie die Hunde nur los, gnädiges Fräulein," sagte da seine tiefe Stimme in reinem, etwas akzentuierten Deutsch neben ihr.

Jetzt hob sie erstaunt den Blick.

„Wie? Loslassen soll ich sie? Damit sie sich auf Sie stürzen und zerreißen?" fragte sie empört. „Gehen Sie lieber schnell ins Haus, damit ich sie erst fortführen kann."

Der Fremde aber trat näher und legte ohne weiteres die Hand auf den sich am heftigsten gebärdeten Hektor.

„Um Gotteswillen," schrie Inge entsetzt auf.

„Fürchten Sie nichts. Er wird mir nichts tun. — Ruhig, Hektor — — ruhig!" beschwichtigte er darauf den Hund und fuhr fort, seinen Kopf zu streicheln, und — — sprachlos und verwundert sah Inge zu — — das Tier schmiegte seinen Kopf winselnd an den Fremden.

„Nun zu dir, Nero," sagte er jetzt und trat zu dem andern. Bei ihm vollzog sich das gleiche.

Zuerst unruhiges, mißtrauisches Knurren, darauf Winseln und schließlich ergebenes Sichducken. „Wollen Sie, bitte, jetzt loslassen?" fragte er Inge.

Sie gehorchte schweigend, noch ganz verblüfft. Aber ein Entsetzungsruf entfloh ihr, als sie die beiden Hunde sich jetzt mit aller Gewalt auf den Fremden stürzen sah. Ein Blick auf das lächelnde Antlitz des Fremden beruhigte sie und riß sie zugleich zu ungeteilter Bewunderung hin. Mit einem Blick, einem einzigen beruhigenden Zuruf hatte er die Tiere wieder in seiner Gewalt. Sie schmiegten sich gehorsam an seine Kniee.

Inge faltete die Hände über der Brust.

„Wie haben Sie das nur möglich gemacht?" fragte sie. „Hektor und Nero machen sonst mit Fremden nicht viele Umstände."

Sie hatte bei diesen Worten zum ersten Male voll zu ihm aufgesehen. Es kam ihr in diesem Augenblick wohl nicht zum Bewußtsein, wie sympathisch seine Züge, sein leichtes Lächeln sie berührten. Sie fühlte nur eine heiße Blutwelle zu ihren Wangen aufsteigen und senkte verwirrt den Blick.

„Das ist sehr einfach, gnädiges Fräulein," erwiderte er. „Die Tiere wittern eben den Freund in mir; denn ich liebe Hunde."

„Ich liebe sie auch," sagte sie leise und schüchtern.

Eine kleine Pause entstand.

„Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich jetzt das versäumte nachhole und mich vorstelle: Charles Williams, der neue Ingenieur der Fabrik."

„Ah! So habe ich doch recht geraten!"

„Recht geraten? Wieso?"

Sie wurde wieder rot, aber diesmal schwand ihre Verlegenheit schnell:

„Weil — — nun, weil Sie so — — so amerikanisch aussehen."

Er lachte.

„Sehe ich wirklich so aus? — — Aber gleichviel, warum zogen Sie daraus den Schluß, ich müsse der neue Ingenieur sein?"

„Nun, Papa erwartet doch den neuen Ingenieur aus Amerika," beeilte sie sich zu erklären.

„Papa? Wer ist Ihr Herr Papa, wenn ich fragen darf?"

„Herr Helmbrecht, der Besitzer der Fabrik natürlich."

„Wie? Herr Helmbrecht? Unmöglich," entfuhr es ihm in ungläubigem Staunen.

„Warum wundert Sie das? Kann Herr Helmbrecht keine Tochter haben?"

„Gewiß — — gewiß — — ich — — vermutete es nur nicht — — ich glaubte anfangs — —"

„Was glaubten Sie?"

„Daß Herr Helmbrecht keine Kinder besäße."

„Wie drollig!" lachte Inge amüsiert auf. „Waren Sie übrigens schon bei Papa?"

„Ich komme soeben von Herrn Kommerzienrat Helmbrecht."

„Sie sprechen sehr gut deutsch," meinte sie.

„Die deutsche Sprache ist meine Lieblingssprache," gab er zur Antwort; „ich pflege sie im Verkehr mit Deutschen, deren es in Amerika, besonders in Newyork viele gibt."

„Es muß furchtbar interessant in Amerika sein."

„Natürlich, furchtbar interessant," gab er zurück. „Möchten gnädiges Fräulein wohl einmal hinüberkommen?"

„Brennend gern. Doch sagen Sie mir — — gibt es dort auch einen so schönen Frühling, so herrliche Bäume und bunte Blumen wie bei uns?"

„Der Frühling ist dort gerade so, wie hier — — nur — —" er zögerte und in seinem Blick lag etwas schelmisch Neckendes — — „nur gibt es dort nicht so — — seltsame Käfer auf den Bäumen."

Inge fuhr zurück. Die Kühnheit des Amerikaners, wie sie es bei sich nannte, überstieg doch alle Grenzen. Ohne ein Wort der Erwiderung faßte sie die Hunde am Halsband, neigte ganz leicht den Kopf und schritt hoheitsvoll an ihm vorüber.

Er zog respektvoll den Hut und ließ sie an sich vorübergehen. Gern hätte er ihr noch ein Wort der Entschuldigung sagen mögen, denn verletzen hatte er das

sätze Kind mit seiner Anspielung nicht wollen. So schritt er dem Wege nach dem Fabrikhofe zu.

Dort in dem Beamtenhause lag seine Wohnung; die frühere Wohnung des verstorbenen Direktors war es. Kommerzienrat Helmbrecht hatte sie ihm genau bezeichnet; er konnte sich kaum irren.

Langsam betrat er den schattigen Weg, und je näher er der Fabrik kam, desto mehr schwand die Erinnerung an die soeben erlebte Szene; dafür wurde eine andere um so lebendiger. Es war der Besuch bei seinem neuen Chef. Er hatte wohl kaum eine halbe Stunde gewährt, und doch hatte diese Zeit genügt, ihm einen tiefen Einblick in die hier waltenden Umstände zu gestatten.

Als er das Zimmer betrat und den von Kummer und Sorge gebeugten, schon halb ergrauten Mann im Lehnstuhl sitzen sah, da hatte ein tiefer Schreck ihn durchzuckt. Und der Anblick der halb erloschenen Augen, die ihn, den Fremden, nicht sahen, der Hände, die nach den seinen tasteten, hatte ihm das Herz in Stücke gerissen.

War das ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre — — er konnte die Sechzig noch nicht um viel überschritten haben — — der hier gebeugt, zum Nichtstun, zum Grübeln über sein hartes Geschick verurteilt, saß?

Da hatte Helmbrecht gesprochen, und wie Zentnerlast fiel es von seiner Seele. Die Stimme verriet nichts von den körperlichen und seelischen Leiden dieses Mannes; sie hatte einen markigen, metallischen Klang. So schliefen doch noch Kräfte in seinem Innern. Und gerade das Bewußtsein, noch etwas leisten zu können auf der Welt, war es, was sich ihn mit wilder Verzweiflung gegen das harte Geschick auflehnen ließ.

Williams fühlte diesen Zustand heraus, wenn Helmbrecht auch nicht mit Worten klagte, sondern nur eine kurze, sachgemäße Darstellung der gegenwärtigen Lage der Fabrik gegeben hatte.

„Ich will Sie nach Kräften in Ihrem Werk unterstützen und vertreten," hatte er einfach erwidert und Helmbrechts Hand gepreßt.

„Ich nehme Sie beim Wort, Mister Williams. Ihre Worte berühren mich seltsam wohltuend und befreiend, und ich setze meine ganze Hoffnung auf Sie. Es tut not, daß jemand mit fester Hand die locker gewordenen Zügel ergreift. Seit mein Direktor tot ist, habe ich jede Stütze verloren — — es geht alles drunter und drüber. Sehen Sie zu, ob Sie wieder Ordnung schaffen können."

Nachdem sie noch einige sachliche Fragen erörtert, hatte Helmbrecht seine Frau zu sich bitten lassen und ihr seinen neuen Oberingenieur vorgestellt. Frau Helmbrecht, eine äußerst anziehende Erscheinung, kam ihm in freundlich gewinnender Art und Liebenswürdigkeit entgegen.

Er hatte seine Augen sinnend auf dieser Frau ruhen lassen. Ihr Alter schätzte er auf ungefähr 40 Jahre. Sie war mittelgroß und schlank, hatte feine, geistvolle Gesichtszüge und kleine graue Augen, in denen eine Welt von Herzensgüte lag.

Mr. Williams begriff es sehr gut, daß Helmbrechts Züge sich bei ihrem Eintritt erhellten, daß die Sorgenfalten in ihrer Nähe von seiner Stirn wichen und seine Stimme heller und klarer klang, wenn er zu ihr sprach.

„Meine Elisabeth."

So hatte Helmbrecht ihm seine Frau vorgestellt, und er selbst hatte das angenehme Gefühl, daß diese Frau die Stütze und der Trost ihres Mannes war.

Erst nach einer geraumen Weile ging Mr. Williams weiter und stand bald vor dem Hause, das ihm zur Wohnung dienen sollte.

„Gott segne deinen Eingang!"

Es war ihm, als wenn eine unsichtbare Stimme ihm diese Worte zugerufen hätte.

Eben wollte er in die Haustüre treten, als ihn ein plötzliches Rascheln in dem dichten, undurchdringlichen Gebüsch, das die neben dem Hause befindliche Gartenmauer fast ganz verdeckte, aufhorchen ließ und zum Stehen brachte.

Was war das? Es war ihm vorgekommen wie der scheue Tritt eines Menschen, der ihn belauerte, der Böses gegen ihn im Schilde führte! Aber weshalb? Was hatte er hier jemand zu Leide getan, er, der Fremde!

Oder hatte er sich nur getäuscht? War es ein fallendes Blatt gewesen, oder der Wind, der durch die blühenden Johannisbeersträucher fuhr?

Helmbrecht saß nach des Ingenieurs Fortgehen wieder einsam in seinem Zimmer. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und seine glanzlosen Augen richteten sich in unbestimmte Fernen. Seine Gedanken aber weilten ebenfalls bei dem neuen Ingenieur. Ob er dessen Ankunft als ein Glück betrachten durfte? Ob er von ihm tatkräftige Stütze, Hilfe und Rat erwarten konnte? —

Der Kommerzienrat gehörte nicht zu denen, die schnell Vertrauen schenken. Doch als der Amerikaner ihm gegenübersaß, als er zu ihm sprach, als er alle seine Fragen so sachlich und klar beantwortete, da war es ihm gewesen, als wenn eine Hand liebkosend über sein Haar gestrichen und als wenn Inges liebe Stimme in gewohnter Weise zu ihm gesprochen hätte: „Es wird noch alles gut, Väterchen; sei ruhig."

Und eine wohltuende Ruhe zog in sein Gemüt.

Unter dem Bann dieses befriedigenden Gefühls stand er noch, als einige Zeit darauf die Mittagsmahlzeit die ganze Familie in dem Gartenzimmer versammelte. Helmbrecht hatte den Amerikaner gebeten, sein Gast zu sein, und Mr. Williams hatte mit Dank angenommen.

Helmbrechts Laune war so gut, wie lange nicht; er sprach anregend und mit Interesse. Darum fiel es ihm nicht auf, daß Inge ziemlich schweigsam war.

Sie wies alle sichtlichen Bemühungen des Amerikaners, seine vorherige neckende Anspielung wieder gutzumachen, kurz ab. Sie konnte die „seltsamen Käfer" noch nicht vergessen.

„Abscheulicher Mensch!"

Ob Mr. Williams ahnte, welche für ihn schmeichelhaften Gedanken sich hinter den seelenvollen Augen verbargen? Man merkte es ihm nicht an. Er zeigte sich gewandt und bewies durch seine Formen, daß er drüben in Amerika gewohnt war, unter den Besten der Gesellschaft zu verkehren.

2.

Mehrere Wochen waren vergangen.

Mr. Williams waltete seines schwierigen, verantwortungsvollen Amtes mit nimmermüder Kraft und Ausdauer.

Aber seinen Plänen und Absichten legten sich bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, auf die er nicht gefaßt gewesen war. Mit Schrecken wurde er gewahr, daß er vorderhand nichts anderes tun konnte, als für seine eigene Person Terrain und Anerkennung zu gewinnen, ja, auch nur seinen Platz zu behaupten.

Der Zustand und Ton, der in der Fabrik unter den Arbeitern herrschte, war ein geradezu beispielloser. Unglaubliche Trägheit, Unzufriedenheit und Disziplinlosigkeit, das waren die Eigenschaften, die das gesamte Personal kennzeichneten.

Der neue Oberingenieur stieß denn auch auf alle Art Widerstand. Seine Anordnungen und Maßregeln wurden in den Wind geschlagen; seinen Befehlen hohnlachte man, wenn man nicht gerade in der Stimmung war, sie auszuführen.

Jeden anderen würde dieser Zustand zur Verzweiflung und Fahnenflucht getrieben haben. Williams aber stand auf seinem Posten wie ein starker Baum, den kein Sturm zu brechen vermag. Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste vor Ingrimm:

„Und ich zwinge es dennoch — — ich muß es zwingen. Biegen oder Brechen."

Auf seinen Zügen stand dieser eiserne Wille geschrieben.

Eines Tages herrschte große Aufregung in der Fabrik. Der Oberingenieur hatte einigen widerspenstigen Arbeitern den Laufpaß gegeben, und diese waren auf eine Beschwerde bei ihrem blinden Herrn hin abschlägig beschieden worden. „Jeder hätte sich den Anordnungen seines Oberingenieurs zu fügen," hatte Helmbrecht ihnen geantwortet.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Landsleute

Auf einem Berliner Untergrundbahnhof steht nachts 1 Uhr ein Tiroler und wartet auf den letzten Zug. Er hat ein grünes Hütchen mit einer etwas zerknautschten Feder auf dem Kopf, und seine nackten Knie schimmern unter dem schäbigen Lodenmantel hervor. Auf der höckrigen, häßlichen Nase sitzt eine Brille mit goldener Einfassung — ein Umstand, der ein wenig befremdet. Tiroler tragen eigentlich selten solche blickverstärkenden Hilfsmittel, weil ja des trutzigen Aelplers scharfe Adleraugen keiner konvex oder konkav gearbeiteten Gläser bedürfen. Aber dieses „Kind der Berge", dieser Sohn aus der Landwirtschaft Andreas Hofer oft und in mehreren Strophen besungenem Land, macht eben einmal eine Ausnahme. Still und bescheiden steht er also in seinem Nationalkostüm auf dem Bahnsteig und liest aufmerksam in einem grüngebundenen Buche.

Da kommt — der Zufall ist manchmal wirklich merkwürdig — ein zweiter Apoll aus dem Lande der Gemsen und des Edelweiß die Treppe herunter, ein junger, blonder, muskulöser Bursche mit einem kleinen Schnurrbärtchen. Er trägt keine giftgrüne Kopfbedeckung, keinen Federputz, aber die typischen „Krachledernen", die unter der Windjacke hervorkommen. „Bua II" sieht plötzlich den noch immer lesenden „Bua I", und sein sympathisches Gesicht verklärt sich jäh. Er wittert Heimatluft. Kurz entschlossen geht er rasch auf den ahnungslosen Landsmann zu, tritt von rückwärts an ihn heran und schlägt ihm derb auf die Schulter. Der Lesende bekommt einen furchtbaren Schreck. Er läßt entsetzt das Buch sinken und starrt durch die Brillengläser aus schwimmenden, wäßrig-blauen Augen den übertrieben Herzlichen fassungslos an.

Der aber streckt ihm mit einem breiten, freudigen und freundlichen Lachen die Hand hin, während er in unverfälschtem Heimatdialekt (keine Garantie für die Echtheit der Wiedergabe!) sagt:

„No, mei' Liaber, dös nenn i aber ane Ueberraschung. Was glaubst, wie selten i amal in dem großen Berlin mit 'nem Landsmonn z'sammentreff'. Bist scho lang fort von z'Haus?"

Der Bebrillte schüttelt langsam den Kopf. Er setzt zum Sprechen an, aber der blonde Tiroler läßt ihn nicht zu Worte kommen. Die Freude des Zusammentreffens hat ihn übermannt. Er läßt eine lange Rede vom Stapel, spricht, spricht, spricht, schließlich fragt er: „Woher bist eigentlich? Aus München?"

Kopfschütteln.

„Oder von Augsburg?"

Kopfschütteln.

„Von Tegernsee?"

Kopfschütteln.

„Oder vielleicht gar von Tirol, wie ich?"

Worauf der andere endlich den Mund auftut und spricht: „Nee, nur aus Neukölln. Ick arbeete jetzt bloß als Aushilfe bei 'ne Tirolerkapelle in de Hasenheide!"

Erlauschtes und Erlebtes

Von Arnold.

Ein Rummelplatz an der Peripherie der Stadt. Menschengedränge unter milchigem Bogenlampenflimmern, dünnes, hohes Mädchenkreischen vom rotierenden Karussel her.

Unter vielen Buden steht eine größere, knallig, lichtüberflackert. Grelle Plakate, mit groben, patzigen Buchstaben beschmiert, verkünden stolz: „Marco, der römische Herkules!" Vor der Bude steht, in Hemdsärmeln, der Ausrufer neben ihm ein imponierender Kerl, ein Koloß mit Mammuthänden ein imitiertes Leopardenfell dekorativ um die breiten Schultern gewunden. Dicke Muskelwülste spielen unter der grobporigen Haut.

„Immer ran, meine Herrschaften!", animiert der Ausrufer mit heiserem Getöse, „hier ist's richtig, hier ist was los. Hundert Mark zahle ich demjenigen, der die Kraftkunststücke unseres Herkules nachmachen kann. Hundert Mark!!!"

Staunen und stumme Ehrfurcht rings im Kreise. Kommt still und bescheiden ein Mann, steigt die beiden Stufen zur Bude empor. „Bitte ein Billett", sagt er. Legt einen Zahnmarkschein hin.

Die Dame an der Kasse, vollbusig, wurstfingrig, starrt auf die Banknote, zuckt dann die fetten Achseln. „Haben Sie's nicht kleiner", fragt sie darauf, „soviel kann ich leider nicht wechseln!"

„Hunder Mark demjenigen . . .", tropeteten unaufhörlich der Ausrufer.

*

Im Hinterhaus ist plötzlich die alte Dame gestorben, die schon etwas seltsam im Kopf war. Gestern haben sie sie abgeholt.

Mittags belausche ich den Portier, der, auf seinen Besen gestützt, den Fall mit dem Briefträger erörtert.

„Nun ist sie also tot", sagte er nachdenklich. „Na, viel wird ja bei der nicht zu erben sein."

„Wer zahlt denn das Begräbnis?", forscht der Postbote.

Der Portier zieht die Augenbrauen hoch: „Na selbstverständlich die Sterbekasse", meint er. „Die Olle war ja da eingekauft. Wissen Sie, das muß man heutzutage! Ich werde das mit meiner Frau auch so machen, aber wenigstens so hoch, daß beim Todesfall mindestens 'n schwarzer Anzug für mich rausspringt. Denn, sehense mal, das geht doch nicht, daß ich nachher wie 'n Pennbruder dem Sarg hinterherlaufe!"

Woran die Indianer sterben

Es gibt in den Vereinigten Staaten noch 350 000 rote Männer, die in 26 Staaten, meist von den Weißen getrennt, in Schutzgebieten leben. Die Gesundheitsverhältnisse unter ihnen sind nach einem Bericht, der in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" wiedergegeben wird, schlecht. Die Medizinmänner, die seit Urzeiten die Aerzte der Indianer waren, bilden das Haupthindernis für die Einführung gesundheitlicher Maßnahmen, die von dem besonderen staatlichen Gesundheitsamt für die Indianer angestrebt werden. Die Medizinmänner fürchten nämlich ihren großen Einfluß zu verlieren. Die häufigste Krankheit ist die Tuberkulose, die bei den Sterbefällen etwa 25 Prozent ausmacht. Sehr verbreitet ist unter manchen Stämmen das Trachom. Die Geburten- und Sterbeziffern sind bei den Indianern erheblich höher als bei Weißen und Negern.

Ein Atlas der amerikanischen Dialekte

Fünfzig amerikanische Gelehrte haben in der Yale Universität eine Tagung abgehalten, um im Auftrag des amerikanischen Rates der gelehrten Gesellschaften den Plan für einen Sprachenatlas festzulegen. Dieses Riesenwerk, das nach dem Urteil eines der Beratungsteilnehmer, Prof. Sturtevant, „das größte Unternehmen der modernen Wissenschaft" bedeutet, wird die verschiedenen Arten, in denen das Englische in den Vereinigten Staaten gesprochen wird, feststellen und kartographisch veranschaulichen. Auf diese Weise wird der Wortschatz jedes Gebietes, seine syntaktischen und grammatikalischen Eigentümlichkeiten zur Darstellung gebracht. Ob sich die Studien auch auf die lautlichen Eigenschaften der gesprochenen Dialekte, auf Intonation und Akzentuierung erstrecken werden, ist noch zu entscheiden, ebenso ob der eigentliche Zweck dieses Unternehmens in einer Registrierung und örtlichen Abgrenzung der bereits bekannten Dialekte oder in einer Entdeckung von bisher nicht bekannten Mundarten bestehen soll.



Wie der sparsame Herr Peluschke mit seinen Kindern ausreitet. (Judge.)